

„Leg die Rolle zurück und bring mir das Schwert,“ sagte der Graf.

Da hob der Pfaffe ein seidenes Bündel aus der Truhe und befreite das uralte Kurzschwert aus seiner Umhüllung.

„Und den Adler!“ befahl der Blinde. „Schwert und Adler gehören zusammen; mit dem Schwert hat der Urahn den Adler gewonnen.“

Da brachte der Pfaffe den römischen Adler und legte ihn dem Herrn auf den Schoß.

Prüfend fuhren die Finger des Greises über den scharfen Schnabel und die starren, flugbereiten Schwingen des goldenen Feldzeichens und betasteten die Bruchstelle des Eschenschaftes. Dann fragte er: „Und wann, Andächtiger, mag's wohl gewesen sein?“

„Vor vielen hundert Jahren, Herr, vielleicht vor tausend Jahren.“

„Sind tapfere Leute gewesen, die Ahnen,“ sagte der Greis nach einer Weile.

„Und auch die Urenkel wissen noch heute mit Ehren zu sterben,“ sprach der Kaplan.

In sich zusammengesunken saß der Alte. Seine Hände verschlungen sich über dem Schwerte, eine Träne rann aus den erloschenen Augen und tropfte herab auf den Stahl. Mit trübem Lächeln murmelte er: „Vor dir, Andächtiger, muß ich mich meiner Tränen nicht schämen —?“

Der Aleriker ließ sich zu Füßen des Blinden auf

den Schemel nieder und sagte: „Nein, Herr, gewiß nicht.“

„Vor meinem Weibe möcht' ich nicht weinen,“ fuhr der Greis fort. „Es taugt nichts, wenn einer weint vor seinem Weibe. Weiber müssen glauben, daß richtige Männer gar nicht weinen können. Vor dir darf ich weinen — dir muß ich ja doch auch meine Sünden bekennen — nicht?“

„Euerm himmlischen Vater durch mich,“ belehrte der Aleriker.

„Ich will mich aus meiner Trübsal flüchten zu denen, die überwunden haben,“ murmelte der Blinde.

„Und in weißen Kleidern stehen vor Christus dem Herrn,“ ergänzte der Kaplan. „Wohl dem, der mit Frieden zu weilen vermag in seiner Vergangenheit,“ wiederholte er nachdrücklich. „Denn endlich wird er immer allein sein,“ setzte er leise hinzu.

„Wie meinst du das?“ fragte der Alte.

„Die Helfer zum Recht und die Genossen im Unrecht fahren mit der Zeit und verwehen wie Spreu in der Zeit. Ein jeder aber wird endlich allein stehen.“

„Wie meinst du das?“ fragte der Alte und rückte hin und her auf seinem Stuhle.

„Alle Erdendinge bleiben wie sie sind, Herr. Nur wir sehen sie heute im Lichte, morgen im Schatten. Wer aber weiß, ob nicht morgen schon die Lichter anders fallen wie heute?“



„Wie meinst du das?“ fragte der Alte zum dritten Male.

Demütig senkte der Kleriker das Haupt: „Vergebt mir, o Herr, in Gnaden. Wenn die Lichter anders fallen, ändert sich die Gestalt der irdischen Dinge. Vergebt, Herr — werdet Ihr Euern Jüngsten verstoßen?“

„Leg den Adler und das Schwert in die Truhe zurück!“ befahl der Greis mit rauher Stimme. „Was weiß ich vom Lichte? Du Tor!“

Gehorsam erhob sich der Kleriker und nahm das Feldzeichen samt der Waffe vom Schoße des Herrn. „Ich habe von irdischen Dingen gesprochen — aber nicht vom irdischen Lichte,“ murmelte er.

„Und was geht's dich an?“ grollte der Blinde.

Da schloß der Pfaffe die Truhe, kam zurück, trat vor den Herrn, schob die Hände kreuzweise in die Ärmel seines Gewandes, neigte das Haupt und sagte leise: „Mich nichts, wohl aber Eure Seele, Herr!“

„Meine Seele?“ murmelte der Alte und lehnte sich zurück.

„Eure Seele, Herr! Gar manches wird Euch groß erscheinen zu seiner Zeit, was Ihr heute gering achtet, und an manchem werdet Ihr schwer tragen, wenn Ihr einst wartet aufs Urtheil.“

Lange schwieg der Greis. Dann sagte er hoheitsvoll: „Den Friedel —? Du verstehst das noch weniger als ein Weib, Andächtiger.“

Flüsternd antwortete der Kleriker: „Mag sein, Herr. Aber wozu lasset Ihr mir meinen Unterhalt reichen, wenn ich Euch nimmer warnen soll?“

„Schließ alle Truhen!“

„Sie sind geschlossen.“

„Lösch die Lichter aus und führ mich an mein Schlafgemach, Andächtiger.“

\*

Es war Mitternacht, und die Deichsel des Himmelswagens funkelte über dem engen Schloßhofe.

Reisefertig lehnte Jung-Friedel im Fenster und lauschte.

Die kleine Gestalt des Kämmerlings bewegte sich die Freitreppe vom Palas herab und glitt geräuschlos über den Hof. Die Stalltür pfiff, Rosse sprangen schnaubend mit dumpfem Gepolter in die Höhe, Ketten klirrten. Und nach einer Weile pfiff die Stalltür abermals. Der Kleine führte ein Pferd heraus, über den Hof, in die finstere Torhalle. Die Tür des Pförtners knarrte, Schlüssel rasselten, Riegel knirschten.

Da schlug Jung-Friedel den Mantel um die Schultern, löschte die Kerze und verließ das Haus seiner Väter.

Im Hofe wandte er sich und sah noch einmal empor zu den Fenstern des Palasses. Die weißen Säulen des Laubenganges blinkten im Scheine der



Sterne, geschlossene Läden und dunkle Fensterhöhlen starrten auf den Knaben hernieder. Nur an einem Fenster glitzerten runde Glascheibchen im Sternenlichte — und Jung-Friedel kannte das Fenster gar wohl.

Mit gesenktem Haupte ging er über das Pflaster in den hallenden Torweg.

Nähe der Grafenlinde stand der Kämmerling, und neben ihm raufte das Pferd hörbar das Gras am Wegraine. Schwarz und massig ragte der große Baum zum Sternenhimmel empor.

„Den Kusche —?“ stieß der Knabe verwundert heraus und klopfte fast zaghaft den Hals des Pferdes.

Wortlos stemmte sich der Kämmerling gegen den Sattel und hielt den Steigbügel. Jung-Friedel schwang sich aufs Pferd; der Greis aber sank ins Knie und küßte wortlos den Saum seines Mantels.

Mit wehmütigem Lächeln bog sich der Knabe herab zum Freunde seiner Kindheit und streichelte den silberweißen Scheitel.

Schluchzend brachte der Kämmerling hervor: „Gott halt Euch, Jungherr, alles wird gut. Und die Frau Mutter läßt Euch grüßen.“

„Die Mutter —?“ Jung-Friedel besann sich. „So grüß mir“ — er stockte — „grüß mir die Mutter! aber Dann nahm er das Pferd zusammen und ritt zwischen die Palisaden.

Zwei Rüden fuhrten ihm winselnd entgegen

und umsprangen sein Pferd. Eine schlanke, dunkle Gestalt kam auf dem Fahrweg heran.

„Michiza —!“ Der Knabe schwang sich vom Pferde.

„Friedel —!“ flüsterte das Kind und streckte ihm die Hand entgegen. Und wedelnd kamen die Rüden und schoben ihre großen Köpfe zwischen die beiden und rieben sich an ihren Knien.

„Bist du's wirklich?“ fragte der Knabe, als könnt' er's noch gar nicht begreifen.

„Stripp, leg dich, kusch, Bracka!“ befahl Michiza. Und gehorjam streckten sich die großen Tiere abseits in den feuchten Sand.

Unschlüssig stand Jung-Friedel und sah forschend auf ihr bleiches Gesicht.

„Michiza!“ stieß er nach einer Weile heraus, „bist du, bist du auch wie die andern — glaubst du's auch?“

Sie stand mit gefalteten Händen, ihre Brust hob und senkte sich, große Tränen tropften auf ihr schimmerndes Gewand und ganz leise antwortete sie: „O Friedel — ich?“

„Ei, das ist gut,“ meinte er; „denn höre, wenn du mich nun auch so“ — er ballte zornig die freie Hand — „so mitleidig wie die andern angesehen hättest, dann wärst du mir besser nicht in den Weg gelaufen.“

„O Friedel, wo ich doch selber schuld hab' an all dem Unglück?“ Sie preßte die Hände vors Gesicht und schluchzte laut auf.



„Du —?“ fragte er verwundert.

„Ja, ich!“ rief sie schluchzend und wandte das Gesicht zur Seite. „Komm, Friedel, führe du dein Pferd und laß mich da herüber gehen — so — das Pferd muß zwischen uns sein, und du darfst mich auch nicht ansehen, wenn ich rede. Und jetzt geschwind, damit ich wieder schlafen kann! Und wenn ich fertig bin, dann schilt mich, dann schlag mich — es ist mir alles recht.“

Und so gingen sie langsam auf dem sternenhellen Fahrweg zwischen den hohen Palisaden unter dem Schlosse hin. Das Pferd schritt zwischen ihnen, hinterdrein tappten bedächtig die Hunde Bracka und Stripp.

„Jetzt ist's heraußen, und jetzt mach mit mir, was du willst!“ sagte sie leise und blieb stehen.

Da hielt er das Pferd an, schlang den Zügel um den Arm und kam auf die andre Seite.

„Chizzi —!“

„Schlag mich, mach geschwind — ich hab's verdient — aber geschwind!“ Sie stand mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen und zitterte heftig.

„Das Heiltum ist schuld gewesen?“ fragte er.

„Das Heiltum, meinst du?“

„Ja freilich — was denn sonst?“

„Und vorn an der Brust war's eingenäht?“

„Zuerst gestohlen und dann eingenäht, der heidnische Greuel,“ klagte sie und begann aufs neue zu

schluchzen. „O, ich weiß wohl, was der selige Luz von dem Steinlein gesagt hat!“

„Da hat also die Frau Mutter ein leeres Bäuschlein an die Fahne geheftet?“ sagte er nachdenklich.

„Ach, heilige Jungfrau, und dir hat's Unheil gebracht!“ klagte sie.

„Chizzi — horch!“ Er lachte. „Für mich hast du's dem Vater —“

„— gestohlen!“ unterbrach sie ihn und stampfte.

„— und meinem Bruder Heinz hat die Kunne das Heiltum ans Hemde genäht.“

„Dem Heinz —?“

„Jawohl, Chizzi, dem Heinz. Gott hab' ihn selig, ich seh' ihn noch, wie er das Bäuschlein findet am Morgen vor der Ausfahrt und wie er zornig schreit: ‚Das hat mir über Nacht die Drud getan‘ —“

„O Friedel —!“

— „und nimmt den Dolch, schneidet das Bäuschlein ab, speißt's an, trägt's ins Fenster und wirft's hinaus in den Graben —“

Mit offenem Munde, mit gefalteten Händen stand das Fräulein und starrte ihn an, atmete tief auf und stammelte: „Dann seid ihr ohne das Heiltum geritten?“

„Heiltum — was Heiltum, Chizzi?“

„Vielleicht ist's doch ein Heiltum gewesen, Friedel?“ sagte sie angstvoll.

„In Gottes Namen sind wir gefahren, Chizzi,“



antwortete er mit Ernst, wie vorher der Kämmerling. „Und doch ist's böß gegangen.“

Sie schwiegen. Das Pferd aber kam einen Schritt näher und rieb die Nase am Wams des Jungherrn.

„O, läg' ich drunten bei den Brüdern!“ begann er zu klagen. „Chizzi — kannst du dir's denken? Verschlafen hab' ich den heißen Tag — verschlafen!“

„O ja, Friedel,“ meinte sie eifrig; „schau, hab' ich doch auch schon so manchen hellen Morgen verschlafen.“

„O Chizzi —!“ Er lachte. „Das ist doch zweierlei.“

„Friedel —?“ Sie stockte und wandte das Köpflein zur Seite.

„Sag's mir heraus, Chizzi!“

„Friedel, hast du vielleicht einen —“

„— einen Kausch gehabt, Chizzi?“

Ernsthaft nickte das Kind.

Er schüttelte das Haupt. „Ich habe mich gehalten, wie sich's geziemt vor der Schlacht. Einen einzigen Becher Wein habe ich getrunken, und den hat mir der Tannhauser gegeben.“

„Der Tannhauser?“ Sie schüttelte sich.

„Nun ja, der Tannhauser,“ sagte er; „denn mir ist übel gewesen. Aber was hast du denn, Chizzi?“

„Der Tannhauser, Friedel?“ sagte sie zum zweiten Male.

„Der Hund!“ murrte der Knabe. „Und weißt

du, Chizzi, was mich am meisten grämt? Die andern hat er verraten, und gegen mich ist er so freundlich gewesen.“

„Sie schicken dich fort, Friedel?“ fragte sie nach einer Weile.

„Sie jagen mich aus dem Hause, Chizzi. Aber es ist gut so, ich gehe gerne. Ich — ich“ — er schluckte — „ich möchte nun gar nimmer bleiben.“

Sie schlug die Hände vor's Gesicht und weinte.

„Und wohin gehst du denn, Friedel?“

„Ich weiß nicht, Chizzi. Aber ich will nun ohne die andern fahren in Gottes Namen zum zweiten Male.“

Sie schluchzte heftig.

Unbeholfen streichelte er mit der freien Hand ihre kalten Finger. „Tut's dir leid, Chizzi?“

Hestig nickte sie.

„Und wenn sie nun schlecht reden von mir, Chizzi, wenn sie spotten über mich, die Knechte, die Gäste?“

Sie ließ die Hände sinken und rief schluchzend: „Dann trag' ich ihnen die Augen aus!“

Da legte er den Arm um ihre Schulter und zog sie nahe an sich. Sie aber ließ es geschehen.

„Du wirst also zuweilen an mich denken, Chizzi?“

Sie zitterte und schmiegte das Haupt an seine Brust und hauchte: „Immer, Friedel, immer.“

„O Chizzi —!“ Er neigte sich herab und küßte



die weiße Stirn. Michiza hob das verweinte Gesicht und sah ihn glücklich an. Da neigte er sich noch tiefer und küßte den zuckenden Mund.

„Wohin — Friedel?“ fragte sie zum zweitenmal.

„Weiß nicht, Chizzi. Fort in die Welt, weit, weit fort.“

„O Friedel, mir ist so wehe!“

„Ich will wiederkommen, Chizzi.“

„Wann, Friedel?“

Er küßte sie. „Wenn — wenn ich mit Ehren kommen kann,“ sagte er und zog die Brauen zusammen. „Und dann, Chizzi, dann — — willst du warten auf mich?“

Sie löste sich aus seinem Arme, sie trat zurück, sie faltete die Hände unter der Brust und sagte laut und fest mit ihrer tiefen Kinderstimme: „Bis in den Tod will ich warten auf dich.“ Und hastig löste sie ein blauamtenes Band aus ihrem Haare und reichte es ihm hin.

Er lächelte glücklich hinüber zu ihr und nahm das Band.

---

Der Wächter des Außentores öffnete die schweren eichenen Flügel, schloß sie hinter dem Verstoßenen und schob die starken Bohlen vor. Jung-Friedel ritt durch den schweigenden Wald.

Der Morgen graute.

Die Sonne kam empor.

Der Tag wuchs.

Jung-Friedel ritt durch wohlbekannte Wald-dörfer.

Die blonden Kindlein spielten auf den Gassen, spielten die Spiele seiner eignen Jugend.

Ein Tag reihte sich an den andern. Jung-Friedel ritt im fremden Lande, fremde, dunkle Kinder spielten am Begrande, eine fremde Sprache schlug an seine Ohren, und er kannte die fremden Spiele nicht mehr.

Aber mit ihm zog das Bild der Geliebten und das Wort ihres Abschiedes. Das reine Bild schwebte vor ihm her, schwebte hoch über dem Staub und Schmutz der Straße und gab ihm Kraft in seiner Schwäche, Mut in seiner Verzagtheit. Und wenn die Fiedeln zum Tanze lockten, wenn die Hörner zur Schlacht riefen, klang im Grunde seines Herzens das verheißungsvolle, das kindliche und doch so starke: Bis in den Tod will ich warten auf dich!

## Neunzehntes Kapitel

Nach diesen Tagen kam die Abtissin — jene Andächtige, die den Grafen Rupert gepflegt hatte — vor das Tor der Burgfeste Castell.

Der Kämmerling meldete der Gräfin den Gast. Da stieg sie die Freitreppe hinunter, ging ihr mit ausgestreckten Händen entgegen, gab den Willkommenfuß auf Wangen und Augen und begann leise zu schluchzen.



Zärtlich drückte die andächtige Frau die Hand der Ruhme, und Hand in Hand stiegen sie die Treppe empor.

„Bergib, wenn ich dich weinend empfangen,“ sagte Frau Imma.

„Ich habe nichts zu vergeben,“ kam die Antwort zurück.

„Es ist zum erstenmal, daß ich dich wieder sehe,“ flüsterte die Gräfin schluchzend und öffnete die Thür ihrer Stube.

Statt aller Antwort breitete die ehrwürdige Frau die Arme aus und schloß die Ruhme darein. Dann ging sie über die Schwelle und sagte: „Ich konnte dir meinen Anblick doch nicht ersparen.“

„Ich will dir Wasser bringen lassen,“ sprach die Gräfin und löste den Rosenkranz, der den Mantel der Abtissin zusammenhielt.

„Ich brauche kein Wasser,“ sagte diese.

„Du wirst ruhen wollen nach dem Ritt,“ meinte Frau Imma; „hier ist ein Spannbett, strecke dich aus.“

„Ich bedarf der Ruhe nicht.“ Die andächtige Frau lächelte wehmütig.

Das Kind Michiza kam herein, sah die Fremde, knickte und wollte wieder aus der Stube. Aber die Abtissin zog das Kind an die Brust, hielt es dann mit beiden Armen von sich und staunte, wie sehr es gewachsen sei. Michiza wurde rot und sprach kein Wort. Unschlüssig stand sie neben der Fremden.

Dann huschte sie ins Fenster, setzte sich und begann zu stiden.

„Mein Zelter geht lind wie eine Wiege, und es gibt Leute, die mühseliger durchs Land reisen als unsereiner,“ sagte die Andächtige. Sie setzte sich auf das Spannbett und nötigte die Gräfin an ihre Seite. „Ich habe vorhin auf der Straße hinter Wiesenbronn ein Weib gesehen, das zog einen Karren, und auf dem Karren lag der kranke Mann mit zween Kindlein. Ruhme, da hab’ ich mich sehr geschämt.“

„Kommen sie herauf nach Castell?“ fragte die Gräfin müde. „Dann will ich sie herbergen.“

Die Abtissin schüttelte das Haupt. „Sie sind gegen Rüdtenhausen gefahren. Ich aber auf meinem Pferde, das wie eine Wiege geht, habe mich bitter geschämt.“

Die Gräfin schwieg, und halblaut fuhr die Abtissin fort: „Die Welt ist voll Jammers — wir aber gehen und reiten vorüber wie Priester und Levit an dem, der unter die Mörder gefallen ist.“

„Wo ich Not sehe und vermag sie zu lindern, entziehe ich mich niemals der Pflicht,“ sagte die Gräfin bescheiden.

„Niemals?“ fragte die Andächtige und griff nach der Hand der Ruhme.

„Mit Wissen niemals.“

„Recht so! Wer im Unglück ist und will sein Leben ertragen, der gehe hin und suche fremde



Wunden zu heilen. Und so bin ich nicht vergebens zu dir gekommen herauf nach Castell.“

„Rede, ich höre,“ sagte die Gräfin und blickte auf die Muhme.

„Hast du schon geopfert für deine toten Söhne?“ fragte diese.

Wieder flossen die Tränen der Gräfin: „Mein Herr hat den Andächtigen im Kloster Schwarzach Weinberge geschenkt zum ewigen Gedächtnis, und Totentage gestiftet, wie sich's gebührt, und deinem Kloster —“ Sie stockte.

„Den Wald, ich weiß,“ half ihr die Abtissin. „Dir aber war's bitter leid um den schönen Wald und um die guten Weinberge?“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Es kam dich hart an, die Weinberge den Brüdern und uns Frauen den Wald zu lassen?“

„Ich weiß nicht, ob ich Weinberge und Wald je mit meinen Augen gesehen habe,“ sagte die Gräfin verwundert.

Nachdenklich nickte die Abtissin.

Mit stockender Stimme fuhr die Gräfin fort: „Unserm Heiligen in der Kirche hier zu Castell habe ich nach der Beisehung — sechs“ — sie wurde rot, begann sich und vollendete ihre Rede — „sechs schwergoldene Ketten geopfert.“

„Geopfert?“ wiederholte die Abtissin und sah freundlich auf die abgehärmte Frau. „Und es ist dir bitter leid um die goldenen Ketten gewesen?“

Verächtlich rief die Gräfin: „Wann sollte ich mich jemals wieder schmücken mit Gold und Edelsteinen?“

Nachdenklich nickte die Abtissin und schwieg.

Nach einer Weile begann die Gräfin abermals mit einem fast ängstlichen Seitenblick: „Und alle — alle Wochen — an jenem Unglückstage — lasse ich die Armen weit und breit speisen und tränken.“

Freundlich sah der Gast auf die Gebeugte: „Du selbst aber entziehst dir gewißlich Speise und Trank an diesem Tage?“

Müde lächelte die Gräfin: „Es ist mir kein Opfer, an diesem und andern Tagen zu fasten.“

Da schlang die Abtissin den Arm um ihren Nacken, streichelte ihre Wange und raunte: „Sag an, was hast du ihnen dann eigentlich geopfert? Weinberge, die du kaum jemals gesehen, Goldketten, die du keines Blickes würdigst, und Speise und Trank, deren du selbst nicht bedarfst?“

Verwundert hauchte die Gräfin vor sich hin: „Und was sollte ich noch opfern für meine Söhne?“

Die Abtissin zog sie noch näher an sich und sagte mit Ernst: „Den Lannhauser.“

Da fuhr die Gräfin zurück und machte sich mit Ungestüm frei aus den Armen der Andächtigen, stand auf, suchte mit bebenden Lippen nach dem rechten Wort und murmelte endlich: „Was kümmert's mich? Sag's meinem Herrn!“

Auch die Abtissin hatte sich erhoben, stand nun



mit gefalteten Händen vor ihrer Ruhme und begann den Kampf: „Opfere deinen Söhnen und ihrem Seelenheile den Tannhauser!“ Und starr sahen ihre großen schwarzen Augen auf das Antlitz der andern.

Mit geballten Fäusten stand die unglückliche Mutter und blickte zu Boden.

Nichiza ließ die Nadel sinken und sah mit offenem Mund auf die Frauen herüber.

Die Abtissin aber begann halblaut und schmeichelnd: „Der Tannhauser hat ein Weib und vierzehn Kinder —“

„Was kümmert's mich? Sag's meinem Herrn!“ murmelte die Gräfin zum zweitenmal.

Da sprach die Andächtige mit harter Stimme: „Wo ich Not sehe und vermag sie zu lindern, entziehe ich mich niemals der Pflicht.“ Sie schwieg und ließ die Gräfin nicht aus den Augen. Dann wiederholte sie: „Niemals!“

Die Gräfin stöhnte: „Sag's meinem Herrn!“

„Nein,“ antwortete die Abtissin, „jetzt spreche ich mit dir.“ Und sie trat einen Schritt näher und flüsterte eindringlich: „Vergib mir, daß ich die Wunde anrühre. Er hat seinen Eid gebrochen, er hat Treue geheuchelt und hat Verrat gesponnen, er hat euch unfäglichen Schaden zugefügt an Leuten, Hab und Gut, er hat“ — sie hielt inne, und wimmernd bedeckte die Gräfin das Antlitz mit den Händen — „er hat Euch die herrlichen Söhne ins Verderben gelockt.“

Laut auf schluchzte die Gräfin, doch unbeirrt handelte die Andächtige: „Wachend und schlafend siehst du hinter deinen toten Kindern, siehst du hinter deinem verkrüppelten Sohn den Ruchlosen, der euch den Frieden geraubt hat.“ Wieder hielt sie inne, griff mit beiden Händen nach den Händen der Gräfin und zog sie ihr sanft von den Augen. „Es war eine Mutter, die steht so hoch über uns wie der Himmel über dem Erdreich, und diese Mutter hatte einen Sohn, der steht so hoch über dem Himmel wie Gott Vater selbst. Und sie nahmen ihr den heiligen Sohn und schlugen ihn ans Kreuz. Sie stand unter dem Sterbenden und kein Mensch weiß, was sie dachte. Gleich Schwertern fuhr der Schmerz in ihre Seele, aber der Mund blieb stumm. Da öffneten der Heilige ihr zu Häupten die Lippen und sprach: ‚Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!‘ Glaubst du, daß sie noch hassen konnte nach diesem Wort?“ Die Abtissin zog die Unglückliche an sich, herzte sie und sprach: „Du bist die Mutter, und als Mutter darfst du ihn hassen, und ich fühle, wie du zitterst in meinen Armen und wie sehr du ihn hassenst. Und dein Haß ist dein liebstes Kleinod, dein Haß ist dir teurer als viele Weinberge und große Wälder, als goldene Spangen und Ketten, und wenn du fastest, so bleibt doch der Haß deine liebste Speise, die du Tag und Nacht in dich frisst. Und wenn du auch den Tannhauser keines Blickes würdigest, du zählst doch im geheimen die



Tage, bis sie ihn mit Geschrei hinausschleifen zum Nichtplatz — das alles darfst du als Mutter — hörst du? Als Mutter! Aber der Sohn jener Mutter, von dem wir alle den Namen haben, gebietet dir: Liebe deinen Feind.“

„Ich kann nicht!“ stöhnte die Gräfin.

„Sollst du auch nicht sogleich und auf einmal,“ raunte die Andächtige. „Christus der Herr verlangt nicht, daß du den Gipfel des Berges im Fluge nimmest — fein schrittweise sollst du emporklettern. Und so sage ich dir im Namen Gottes, um Christi Blut willen, nimm die Haue und schlage die erste Stufe in den Felsen, opfere deinem und deiner Söhne Seelenheil deinen Haß.“

Mit bebenden Lippen und großen Augen stand die Gräfin und stieß hervor: „Um Christi Blut willen? — Ei ja doch, ich will ja!“

„Opfere deinen Haß und bitte den Todfeind deines Hauses frei, und ich sage dir, du wirst ihn anschauen mit frohen Augen und wirst dich lieben in deinem Opfer und allgemach dein Opfer in ihm, und zuletzt könnte es wohl kommen, daß du ihn selbst —“

„Niemals!“ rief die Gräfin und streckte voller Entsetzen die Arme aus. „Glaubst du wirklich, daß — ich dieses Opfer zu bringen vermöchte?“ fragte sie mit gebrochener Stimme.

„Vermöchte?“ Die Abtissin lächelte. „Du willst ja gar nichts andres mehr, du fändest ja keinen

Frieden, nicht hier und nicht dort — gewiß, Liebste, du kannst und du mußt!“

„Da“ — die Gräfin zog den Gast ins Fenster, stieß den Flügel auf und wies hinab in den Hof — „da drunten haben sie Abschied genommen, und er ist mitten unter ihnen gewesen!“ Sie schluchzte.

„Recht so, recht so,“ raunte die Abtissin und trat zurück in die Stube, ging ins andre Fenster zum Kinde Michiza und betrachtete die Stickerie. „Herze ihn noch einmal, deinen Haß, noch einmal und ein letztes Mal, und dann greif zu mit beiden Händen, reiß die böse Pflanze aus mit all ihren Wurzeln und wirf sie ins Feuer. Und ich sage dir, von deinen Weinbergen und von deinen Spangen und Ketten und von deinen Armenspeisungen ist nichts hinaufgekommen über die Wolken. Aber der Rauch deines geopfertem Hasses wird emporsteigen und wird umwallen den Thron des Allmächtigen als wohlgefälliges Opfer, als das größte Totenopfer für deine erschlagenen Söhne.“

Sie streichelte den Scheitel des zitternden Kindes, ging zur Gräfin und nahm ihre Hand: „Und jetzt wollen wir gehen und beten!“

Willenlos folgte die Herrin dem Gast in die Kapelle.

Stundenlang knieten die beiden in dem kühlen Raum, jede an ihrem Orte. Ganz gedämpft drang der Lärm des Lebens herein zwischen die dicken Säulchen; gebrochen kam das Licht des Tages herab



durch die glühende Pracht der gemalten Fenster des Chörleins.

Endlich stand die Abtissin auf und sagte freundlich: „Komm!“

Mühsam erhob sich auch die Gräfin. „Meine Knie schmerzen mich,“ murmelte sie.

„Komm, nun wollen wir zu deinem Herrn gehen!“ sagte die Abtissin.

„Da — da, wo du stehst, ist der Tannhauser gestanden, da hab' ich für meine Kinder gebeten, da hat er das Knie gebeugt und hat mir höflich die Hand geküßt,“ raunte die Gräfin und starrte auf die Steinplatten, als sähe sie die Fußspuren des Verräters.

„Mit deinem Hasse bist du ja fertig,“ sagte die Andächtige in herrischem Tone und wandte sich dem Ausgang zu. „Komm, wir müssen nun zu deinem Gemahl!“

Die Gräfin raffte ihr Kleid und sprach mit Anstrengung: „Natwohl, ich will — ich muß nun reden mit meinem Herrn.“

Hintereinander gingen die beiden die Wendeltreppe empor. Auf der letzten Stufe wandte sich die Gräfin und legte nachdenklich die Hand an die Stirn.

„Vorwärts!“ raunte die Abtissin.

Da sagte Frau Imma zaghaft: „Ich, ja, ich —! Aber wie könntest du sprechen mit ihm?“

Die Andächtige ging in die Stube Frau Immas.

Da kam Michiza aus dem Fenster und richtete die großen Augen zaghaft auf die gestrenge Frau.

„Was willst du, liebes Kind?“

„Wie habt Ihr vorhin gesagt — wer im Unglück ist und will sein Leben ertragen —“

„Der gehe hin und suche fremde Wunden zu heilen!“ ergänzte die Abtissin freundlich.

„Das Weib des Tannhauzers leidet Not?“ fragte Michiza schüchtern.

„Sie ist vertrieben aus ihrer Heimat. Ich habe sie zu mir nach Ritzingen genommen; denn wir sind von den Großeltern her versippt. Kann nur leider nicht viel für sie tun, und sie wird sich mit ihren vierzehn Kindern kaum des Hungers erwehren, wenn ihr nicht Hilfe wird, meine Tochter.“

Michiza griff in die Tasche und sagte halblaut, mit abgewandtem Gesichtlein: „Ich — ich will mein Leben ertragen!“

„Ei, bist du denn im Unglück, mein Kind?“

„Und wer ist jetzt glücklich auf Castell?“ flüsterte Michiza, zog eine goldene Kette aus dem Gewand und hielt sie der Andächtigen hin.

Zögernd nahm diese das Geschmeide und wog es nachdenklich in der Hand: „Was soll ich mit der schweren Kette, Michiza?“

„Gebt sie dem Weib und den Kindern!“ sagte die Jungfrau und ging zurück ins Fenster.

„Kind, das ist ein kostbar Stück — einen Bauernhof könnte man dafür kaufen —“



„So kauft ihnen den Hof!“ sagte Michiza gleichmütig und beugte sich über den Stuhlrahmen.

„Kind —!“ Sie kam näher, ihre Stimme zitterte: „Ist dir's Ernst?“

„Und warum nicht, andächtige Frau?“

„Darfst du die kostbare Kette verschenken?“

Da warf Michiza den Kopf zurück, strich die Locken aus der Stirn und sagte trozig: „Und wenn ich auf der Stelle hinunterginge und würde das Kleinod in den tiefen Brunnen — wer könnte mich schelten?“

„Kind —!“ Die Abtissin faltete die Hände um die goldene Kette. „Ich muß es freilich noch mit deiner Patin bereden — aber ich glaube, die heilige Jungfrau will diesen Armen helfen durch dich.“

„Und werd' ich nun mein Leben ertragen?“ forschte Michiza mit zuckenden Lippen, als feilschte sie um den Kaufpreis.

„Kind,“ sagte die Andächtige, „wenn du im Unglück immer also handelst, dann kannst du niemals verkommen im Unglück.“

„Niemals verkommen im Unglück?“ wiederholte Michiza, und ein Lächeln erhellte ihre Züge: „Nein, ich darf ja gar nicht verkommen im Unglück!“

„Gott segne dich!“ sagte die Andächtige und legte die Rechte auf ihren Scheitel.

---

Lange stand die Gräfin vor der letzten Thür des Ganges. Endlich drückte sie die Klinke herab und trat in das Gemach ihres Herrn.

„Du bist's, Imma?“ sagte der Blinde. Der Kleriker aber klappte ein Büchlein zu, stand von seinem Schemel auf, verneigte sich und wollte zur Thür hinaus.

„Bleibe!“ befahl der Graf. „Setz dich und lies es noch einmal, das vom getreuen Lehnsmanne — wie hat er geheißt?“

„Berchtung von Meran,“ sagte der Pfaffe, ließ sich auf den Schemel nieder und hielt das Büchlein weitab von seinem Gesicht.

„Und sag der Gräfin, wer dieser Berchtung war!“ befahl der Alte und lehnte sich zurück.

Die Gräfin setzte sich geduldig auf den Rand des Spannbettes und faltete die Hände im Schoß.

„Berchtung von Meran war König Wolfdietrichs Erzieher. Der König kämpfte mit den Griechen und verlor sein ganzes Heer. Berchtung von Meran aber mußte nach jener Schlacht sechs Söhne begraben.“

„Sechs Söhne!“ murmelte die Gräfin. Dann hob sie das Haupt und fragte: „Und wie viele sind ihm noch geblieben?“

„Zehn Söhne sind ihm geblieben,“ antwortete der Geistliche.

„Das gehört nicht hierher!“ rief der Alte. „Erzähl weiter!“

„Wolfdietrich klagte über den Tod der Helden. Da sprach der Alte von Meran:



Nun laßt die Klage sein!  
Mein und meines Weibes  
waren die Kindelein.  
Wir haben andre Helfer,  
sind nicht verlassen gar —  
es wachsen wieder Leute,  
es kommt manch neues Jahr.  
Es kann uns nimmer nützen,  
zu weinen um die Kind':  
sie werden nicht lebendig,  
die nun erschlagen sind.“

„Weiter!“ befahl der Graf. „Was hat der Held  
seinem Weibe gesagt?“

Der Geistliche las:

Sie sprach mit bitterer Klage:  
Wo sind nun meine Kind'?  
Da sprach im Zorn der Alte:  
Ich weiß wohl, wo sie sind.  
Sie haben sich errungen  
im Tod die höchste Ehr —  
ich werf' dich über die Mauer,  
beklagst du sie zu sehr.

„Hörst du, Imma?“ frohlockte der Blinde.

„Wann klage ich?“ flüsterte sie, und Tränen  
tropften auf ihre gefalteten Hände.

„Gibt's noch solche Getreue?“ fragte der Blinde  
den Kleriker. „Jawohl, Andächtiger — weißt du,  
wo? Ich will dir's sagen: im Lied!“ Er lachte  
hart auf.

„Friedrich, kann ich mit dir sprechen?“ fragte die  
Gräfin und erhob sich.

Da stand auch der Kleriker von seinem Schemel  
auf, nahm sein Gewand zusammen, neigte das  
Haupt und ging leise aus der Thür.

„Friedrich!“ sagte sie, setzte sich auf den Schemel  
und legte die gefalteten Hände auf sein Knie.

„Solch ein Getreuer!“ wiederholte der Blinde  
und richtete die erloschenen Augen ins Leere. „Der  
Pfaffe soll's dem Tannhauser vorlesen — ja-  
wohl, dem Tannhauser; ehe man ihn zum Nicht-  
platz schleift, soll er die Berse vom getreuen Berch-  
tung hören.“

Die Gräfin streichelte seine Hand.

„Wo sie nun sein werden, unsre Kinder?“ fragte  
sie leise.

„Weiß ich's?“ gab er mit rauher Stimme zurück.  
„Ich habe den Pfaffen gefragt, da hat er was  
geredet vom Fegfeuer. Hab' ihn heißen sein  
Maul halten. Soll Messen lesen, damit sie heraus-  
kommen!“

„Im Fegfeuer — es wird wohl so sein,“ sagte  
die Gräfin, und ein Zittern ging über ihre Glieder.  
„Friedrich,“ raunte sie und legte das Haupt auf sein  
Knie, „gib unsern Kindern den Tannhauser!“

„Bei Gott, das will ich!“ rief der Alte. „Und  
sie sollen ihre Lust sehen an seinen Qualen — ja-  
wohl, das sollen sie —“

„Nein, nicht also, Friedrich!“ Sie stand auf,  
kreuzte die Arme und sprach, was sie von der Abtiß-  
fin gehört hatte, und sie sprach, wie ein Kind die